Grenzkonflikt : Humoreske

Autor(en): **Brüderlich, Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **199 (1920)**

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-377096

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

er dem Lande durch 38 Jahre treu gedient und sei mit mehreren Söhnen und Töchtern begabet. Er bat darum, daß er, seine Kinder und deren Nachkommen beiderlei Geschlechtes, für gefreite adelige Landinsassen des untern und obern Rheintales erklärt werden, und alle Gnadenrechte und Freiheiten der dortigen Bürger genießen sollen. Sie sollen aber, samt ihren Gütern, niemandem als der Landesobrigkeit, resp. dem Landvogt unterworfen sein. Darunter war auch die Befreiung vom Verspruchsrecht für alle, irgendwo zu kaufenden Güter, ebenso von allen Gemeindesteuern verstanden! Die katholischen Orte willfahrten diesem anspruchsvollen Wunsche wirklich. Das ganze Rheintal aber lehnte sich dagegen auf, mit dem Hinweis auf die für sie daraus erwachsenden Unzukömmlichkeiten. Wie schwierig würde es z. B. für Handwerker, wenn sie solche Herren, die nicht willig zahlen wollten, nicht vor dem Richter erster Instanz und am Orte, sondern vor der Tagsatzung in Baden verklagen müßten. Wenn die Beßlerischen Nachkommen sich mit Edelleuten aus dem Reiche verheiraten, und alle deren Kinder und Enkel haben Steuerfreiheit und Befreiung vom Verspruchsrecht, können also ihre Vermögen im Rheintal völlig frei anlegen und alle schönsten Güter kaufen, so wäre das ein großer Schaden für die Alteingesessenen. Sei es doch seiner Zeit sogar dem Grafen von Hohenems nicht gelungen, obschon er „als ein niederer Gerichtsherr zu Widnau und Hasbach mehr gewesen, als ein Beßlerischer Nachkommender in dem Rheintal". Lange Verhandlungen, die sich durch 6 Jahre hinzogen, führten zu einem Vergleich, nach welchem die Familie Beßler über den, ihnen schon gehörenden Stauffacherhof hinaus höchstens noch für 20000 Gulden Güter kaufen dürfen, für die sie aber gleiche Steuern zu zahlen haben, wie andere Rheintaler. Im übrigen unterstehen sie den gleichen Gesetzen und Gerichten, wie diese. Die Familie Beßler hielt sich auf dem Hofe und in den Aemtern bis zu Marx Friedrich, Landammann im Rheintals Tode im Jahr 1763. Dann ging die Besitzung an die Tochter, Maria Anna Franziska, Frau des Marschalls Salis von Zizers, über.

In alle diese komplizierten Verhältnisse hinein fuhr die Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, wie ein Feuer in dürres Gras. Die Untertanenschaft der einen Schweizer unter die andern, die sog. niedere Gerichtsbarkeit und alle andern alten Standesvorrechte brachen zusammen. Neue Ordnungen, die alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleichstellten, wirklich republikanisch-demokratische Regierungen entstanden. Vor der neuen Freizügigkeit ließen sich auch die alten Zugrechte nicht mehr halten. Neuer Handel und Wandel, bessere Verkehrswege und dergleichen brachten Ein- und Ausfuhrmöglichkeit, die herrschaftlichen Güter gingen fast durchwegs in die Hände der Rheintaler zurück. Am längsten behielt die Spitalverwaltung und Bürgergemeinde St. Gallen ihr Rebgelände fest. Aber auch sie sitzt heute nur auf dem, zudem sehr reduzierten Gute im Kobel bei Berneck.

Vielleicht erzählen wir ein andermal noch etwas mehr von den andern Höfen und Schlößlein jener schönen, reichen Gelände.

Grenzkonflikt.

Humoreske von **Friedrich Brüderlich.**

Die Akten und Berichte über einen schweren Grenzkonflikt kamen auf meinen Tisch geflogen und da es sich um eine wichtige Sache handelt, die leicht zu einer Katastrophe ausgewachsen wäre, so sei hier alles wahrheitsgetreu und ausführlich berichtet.

1. Deutsches Reich.

Am 10. Oktober 1916, morgens 8 Uhr, stand der Unteroffizier im 119. Landsturmbataillon, Gottfried Wehrle, seines Zeichens Gastwirt in Ruhleben im badischen Schwarzwald, vor dem 62jährigen Leutnant und Kompagnieführer des Grenzschutzes, Herrn Gutseel, Amtsgerichtsrat a. D. in Friedlingen im Königreich Württemberg und nahm den Tagesbefehl in Empfang. Da klopfte es an die Tür und ein schmächtiger Soldat, mit überlangem Hals und ebensolchen Beinen und Armen, trat ein mit den Worten: „Füselier Johann Guller meldet sich aus dem Lazaret zur vorüberjehenden Dienstleistung beim Grenzschutz behufs Erholung."

Der Kompagnieführer erhob sein weißes Haupt, sah dem Manne freundlich ins Auge und fragte: „Sie waren krank, was hat Ihnen gefehlt?"

„Melde gehorsamst, Rheuma und Poneumonie, alles jeholt in die Sommeschlacht, wo ick mir zu sehr echauffiert habe. Et jing da doll her."

„Donnerwetter" sagte Gutseel, „alles mögliche. Da haben Sie wohl das Eiserne Kreuz gekriegt?"

„Det ist so'n Maleur, Herr Kompagnieführer. Wir waren nämlich vier Gullers in der Kompagnie gewesen, da is doch wohl so 'ne Verwechslung vorgekommen und Guller der zweite oder dritte hat's gekriegt. Einjejeben bin ick jedenfalls worden." Ich bin . . .

„Gut" sagte der Leutnant. „Sie können abtreten, warten Sie draußen!"

Guller verschwand und der ehemalige Amtsrichter, dem so manches Menschenschicksal vor den Augen und in den Akten gestanden hatte, schlug den Militärpaß des Guller auf und sagte ruhig zu dem Unteroffizier:

„Er war früher Seemann, dann Krämer, und ist heute Rechtskonsulent. Passen Sie auf, er ist ein Windhund."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Als Wehrle die Kompagniestube verließ, stieß er auf Guller den Vierten, nahm ihn fest ins Auge und sagte:

„Hier werden keine Extrawürscht gebrate. Sie mache Dienst wie alle andere! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier!"

„Trinken Sie Kaffee und dann lassen Sie sich vom Posten vor dem Gewehr den Grenzweg zeigen. Anzug: Mütze, Gewehr mit zwei Patrontaschen mit je zwei Rahmen. Abmarsch 9 Uhr. Sie gehen bis zur Wache bei Grenzstein 475 und lassen sich dort vom Unteroffizier vom Dienst ihre Ankunft bescheinigen. An der Grenze dürfen Sie kein Schweizergebiet betreten, Sie passen auf, daß niemand die Grenze nach oder von Deutschland überschreitet, auch dürfen keine Waren, vor allem auch keine Lebensmittel, über die Grenze aus Deutschland gebracht werden; wer auf Anruf nicht steht, auf den wird geschossen. Sie müssen aber vermeiden, auf Schweizergebiet hinzuschießen. Haben Sie verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."

„Und daß du mir aufpaßt und keine Dummheiten machst, sonst fliegst du trotz deiner Sommeschlacht ins Loch! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."

„Abtreten!"

2. Schweiz.

Am gleichen 10. Oktober 1916, morgens 8 Uhr 35 Minuten, trat der Korporal Jakob Wehrli (mit dem i), von Beruf Gastwirt im Ziffikon, Kanton Zürich, in die Kanzlei der schweizerischen Landsturmwache, wo der Oberleutnant Kurzenhager regierte und sprach:

„Korporal Wehrli meldet sich aus dem Urlaub zurück."

„Guet," sagte Herr Kurzenhager auf halb schriftdeutsch. „Haben Sie sich guet erholt von Ihrer Influenza?"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant, es gaht wieder."

„Korporal Wehrli, Sie könnten bei dem schönen Wetter einen kleinen Spaziergang zur Erholung machen und mir einen Gefallen dabei tun. Gehen Sie die Grenze entlang bis zur Grenzwache bei Grenzstein Nr. 487 und sagen Sie dem Herrn Leutnant Thomann, ob er heute Abend um 8 Uhr zum Jassen in den „Hirschen" kommen wollte. Hängen Sie das Gewehr um und kontrollieren Sie die Posten und geben dann Bericht; ich erwarte Sie erst gegen 6 Uhr Abend. Sie können es also gemütlich abmachen."

„Zu Befehl und beschte Dank, Herr Oberleutnant. Korporal Wehrli meldet sich ab!"

Er machte stramm rechtsumkehrt, ging vergnügt lächelnd hinaus, dachte so für sich, der Kurzenhager ist doch en chaibe liebe Kerl und gar kein starke Mann, nahm auf seiner Stube schmunzelnd das gebratene Poulet, nebst einer Flasche Kirsch und vier braune Weckli, die er alle aus dem Urlaub mitgebracht hatte, aus dem Reisesack, steckte die guten Sachen in den Tornister, schnallte ihn schmunzelnd mit einem fröhlichen Zungenschlag zu und ging um 5 Minuten vor 9 Uhr in den schönen Wald, wo im Sonnenschein der Grenzweg in der Richtung auf den Grenzstein 487 führte.

3. Schweiz und Deutschland.

Johann Guller der Vierte zog um 9 Uhr in Deutschland auf dem schmalen Pfädlein, das schwere Landsturmstiefel in den zwei Kriegsjahren in den Waldesgrund getreten hatten, die Grenze entlang. So konnte es nicht fehlen, daß der Vertreter der deutschen bewaffneten Macht mit demjenigen der Schweiz zusammentraf. Gullers Spürnase witterte sogleich an dem Behagen, das der andere ausströmte, daß hier vielleicht etwas zu holen sei. Für alle Fälle entschloß er sich zu einer Huldigung vor dem Vertreter Helvetiens und erwies dem darauf nicht ganz vorbereiteten Korporal Wehrli eine für einen kommandierenden General ausreichende Ehrenbezeugung. Angenehm überrascht, erwiderte in kameradschaftlicher Weise die Schweiz diesen militärischen Beweis nachbarlicher Freundschaft und Hochschätzung. Guller hatte ein paar helle Streifen am Arm des Wehrli erblickt; schon war er seiner Sache sicher, der andere war ein Unteroffizier. „Also heißt es Erfurcht markieren, mein lieber Johannes," dachte er so bei sich. Nach fünf Schritten blieb er stehen, nahm stramme Haltung an und das Gewehr ab, richtete über die Grenze weg vorschriftsmäßig sein Antlitz auf den Vorgesetzten von drüben und sprach mit bescheidener Donnerstimme: „Ich bitte den Herrn Feldwebel eine Bitte vortragen zu dürfen."

Heldenauge sah in Heldenauge und Korporal Wehrli aus Zyffikon öffnete den Mund und sprach: „Guet, Guet."

„Herr Feldwebel, ick komme jerade von die Sommeschlacht und weiß daher nich so janz jenau Bescheid

mit die Jrenze. Ich möchte aber um Jotteswillen der Schweiz nich zu nahe treten. Der Herr Feldwebel hätten vielleicht die Jüte, mich uff die wichtigsten Merkmale von det Schweizerjebiet uffmerksam zu machen."

„Sie müend nur die Stei da aluege, von eim Stei zum andere lauft d' Gränze."

„Danke, jehorsamst, Herr Feldwebel," sprach ehrerbietig Guller, der fast kein Wort verstanden hatte, „det will ick mir merken. Denn bei die juten neutralen Beziehungen zwischen unsere Regierungen wäre det ein großes Unglück, wenn ick det schöne Schweizerland, det ick wie mein zweites Vaterland liebe, in Unjelegenheiten bringen könnte."

„Sind Sie scho i der Schwyz gsi?" fragte Wehrli.

„Det will ick jlooben, alle Jahre im Frieden erhole ick mir bei Ihnen, ick bin nämlich in meiner Zivilprovision Jeheimrat. Da jehe ick mit meine Frau, det ist de Viktoria, allemal in die Schweiz, wann die großen Jerichtsferien kommen. Immer ruff uff die Berje, Jungfrau, Mong Blang, Finster Nashorn, ejal ruff, immer feste weg!"

Dem Korporal Wehrli stiegen Zweifel auf an der Echtheit Gullerischer Berichte, er fragte vorsichtig: „Da händ Sie doch en Führer gna?" „Nee," sagte Johann Guller, „det machen wir alles alleene mit die Beene."

Wehrli lachte freundlich; jetzt wär's eigentlich Zeit, den Fremden mit dem großen Maul los zu werden, aber chaibe lustig war es doch!

„Gelled Sie, Sie sind vom Norden?"

„Herr Feldwebel, ick versichere Ihnen, der Herr Feldwebel sind ein großer Kenner von die Dialekte, mir hält ein jeder für einen Württemberger, aber Sie haben stantepede die Wahrheit entdeckt, meine Wiege stand im Norden, jar nicht weit von's Meer, wo wir ooch die scheensten Berje haben, wie die Müggelberge und die Rehberge, alles nich weit von der Küste."

Wehrli zog unterdessen eine lange Pappschachtel hervor, wählte mit Sorgfalt zwei Brissagos aus und reichte eine dem Manne vom Meer in der Hoffnung, dem andern auch was Neues bieten zu können. „Da," sagte er, „rauched Sie emal was feins Schwyzerisches, was Sie nüd känned."

Ungerührt nahm sie Johann der Vierte, wie eine alte Bekannte in die Hand, prüfte sie sorgsam, steckte sie in den Mund, natürlich ohne den Strohhalm herauszuziehen, brachte sie daher erst nach mancher Mühe in Brand, meinte aber doch: „Jehorsamsten Dank, Herr Feldwebel sind zu jütig, aber uff Ehre, det ist meine Lieblingssorte, die rooche ick immer, wenn ick in Ihrem scheenen Lande mir amüsiere. Aber um Himmelswillen, Herr Feldwebel, ist det nich verbotene Einfuhr oder Ausfuhr, oder gar Konterbande?"

„Nei, nei, das macht nüt. Die chönned sie ganz rühig rauche. Aber de Strohhalm müend Sie usezieh, suscht schmöckt sie nüd guet."

„Da brate mir eener eenen Storch. Seit die Sommeschlacht und seit Hindenburg mir det E. K. 1, det iis Eisernes Kreuz Erster Jüte, an die Brust jeheftet hat, ist mir oft det Jedächtnis wie wegjeblasen. Ick sehe, Sie betrachten meine Heldenbrust, aber ick bin ein demokratischer Mann und mache keen großes Ufhebens von meine Ordens und Ehrenzeichen. Nur an Kaisers Geburtstag und Sonntag nachmittag, wenn Viktoria dabei is, muß ick se tragen."

Herrn Wehrli, dem Ehrenmanne aus dem Lande, wo Orden und Ehrenzeichen nicht blühen, schien das angemessen und verständig, drum nickte er freundlich mit dem Kopfe und stellte die unbedachte Frage: „Also sind Sie bi der Sommeschlacht dabi gsi?"

Hätte er geschwiegen und als wahrer Neutraler seine Gefühle vorschriftsmäßig beherrscht, so wäre der schwere Grenzkonflikt nicht gekommen, der sich nun in zwingender Folge entwickelte. Warum zeigte auch der Schweizer Wehrli ein so unneutrales Interesse an der Sommeschlacht, in der doch nur die Weltgeschichte für ein Jahrhundert bestimmt wurde und die doch die Schweiz gar nichts angeht.

Johann der Vierte fand nämlich dadurch den Faden seiner Rede wieder und sprach die geflügelten Worte:

„Zu Befehl, Herr Feldwebel! In die Sommeschlacht wäre ick um 'n Haar druffjejangen. Fünf Kugeln und zwei faustgroße Granatsplitter hatte ick im Tornister sitzen; det olle Biest von nem Affen, uff det ick immer so jeschumpfen habe, det hat mir det Leben jerettet. Das muß ick Ihnen ad oculos demonstrieren. Erlauben Sie mal, Herr Feldwebel, eenen kleenen Oojenblick Ihren Tornister, drehen Sie Ihnen nur so een kleen bisken um; so da wär er ja. Ick darf ihn wohl eenen Momang übernehmen, damit ick das Schweizer Staatsgebiet nicht betrete."

Ehe sich's Wehrli versah, ergriff mit geübter Hand Guller den eidgenössischen Sack und schwang ihn über die Grenze. Interessiert schaute Wehrli zu, da bekam er einmal aus erster Hand Schlachtberichte, das war was anderes als die abgeklärten Heeresberichte in dem „Seeboten".

Der Schlachtenkämpfer öffnete die Riemen und deutete auf verschiedene Stellen des Felles, wo Kugeln ein und ausgetreten waren. Indem er die Klappe hochschlug, explizierte er: „Hier, Herr Feldwebel, jing der eene Granatsplitter durch, mittenmang quer jegen den Rücken, zum Glück blieb er in einer wollenen Unterhose etwa hier stecken, da wo hier det kleene Packet liegt"; dabei stieß er mit dem spitzigen Zeigefinger kräftig durch das Einwickelpapier durch und der herrlich knusperisch gebratene Hahn (auf Schweizerdeutsch: Poulet) trat klar zutage.

Das war, wie die Philologen sagen der psychologische Moment; hier trat die Peripethie des Dramas ein, die vielleicht zur Katastrophe geführt hätte, wenn nicht gerade so wie im griechischen Drama ein deus ex machina sich eingestellt hätte. Doch eilen wir den Ereignissen lieber nicht voraus. Gullern lief das Wasser im Munde so zusammen, daß er in seinem Schlachtbericht eine Kunstpause machen mußte; dann zeigte er mit merkwürdig zerstreuten Worten auch noch den Weg des anderen Granatsplitters und stieß dabei auf ein paar herzige Weckli, die friedlich neben der Flasche Zuger Kirsch lagen.

Der Menschenkenner und Korporal Wehrli merkte bald, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung war, denn der andere schien die Sommeschlacht ersichtlich vergessen zu wollen und blickte immer nur sinnend auf den Tornister. Als Mann von Welt meinte drum Wehrli: „Wänd Sie es Tröpfli vom Kirsch, Herr Kamerad?"

„Danke gehorsamst, Herr Feldwebel," sprach Johann Guller, entkorkte die Flasche und goß sich seinen recht großen Trinkbecher voll, nahm die Hacken zusammen und rief: „Auf Ihre Jesundheit, Herr Feldwebel!" Wehrli sagte etwas traurig: „Prost" und hielt seinen Becher hin, um doch auch noch etwas von seinem Kirsch zu erwischen.

Aber nun trat etwas ganz unerwartetes ein. Johann Guller sprach ebenso toternst wie verbindlich: „Bedaure unendlich, Herr Feldwebel, die Ausfuhr von Lebensmittel und jeistreiche Jetränke aus Deutschland is verboten. Ick kann Ihnen zu meinem Bedauern keenen eenzigen Droppen spenden und darf Ihnen, so leid es mir tut, auch den Inhalt des Tornisters, soweit es sich um Lebensmittel handelt, nicht herausgeben. Ick kenne jenau die diesbezieglichen Vorschriften, ick verstehe mir hervorragend uff det Völkerrecht, ick bin ja Jurist, wie ick Ihnen gesagt habe, und Jehorsam is die erste Soldatenpflicht. Nich ze machen, Herr Feldwebel, jänzlich ausjeschlossen."

Wehrli schwante was, aber das kam zu schnell über ihn. Da lag 1½ Schritt vor ihm sein Tornister, sein Poulet, sein Kirsch und seine Weckli und er sollte sie nicht wieder haben. Er wollte sie mit der Hand langen, aber Johann Guller trug sie fünf Schritte weiter ins Innere Deutschlands und sagte: „Herr Feldwebel, ick kann beim besten Willen nicht ohne Erlaubnis des großen Hauptquartiers der bewaffneten Macht eines benachbarten Staates keene Grenzüberschreitung gestatten. Sie müssen sich nich uffregen, Herr Feldwebel, die Sache ist uff den Instanzenweg wahrscheinlich jar nich so schwer zu ordnen. Det jet durch die Gesandtschaft in Bern, in Jemeinschaft mit der volkswirtschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Politischen Departements des Bundesrates an das Reichsamt des Innern bei uns, et wird eine Eingabe an die S. S. S. jemacht, die drei Instanzen werden die Sache entscheiden und in längstens sechs Monaten haben Se alles wohlbehalten wieder. Ick werde mir für Ihnen verwenden, die Sachen gehören ja Ihnen, det is ja sonnenklar, et is nur een unglücklicher Zufall, det die Klamotten über die Jrenze jekommen sind. Der Ausfuhr von leeren Tornister steht aber wohl nicht im Wege, det kann ick mit meinem Jewissen vereinbaren. Da is er."

Korporal Wehrli sah seinen leeren Tornister an und dann packte ihn —, sit venia verbo —, der furor teutonicus. Was, er sollte nicht sein Eigentum haben, nicht das, was ihm so viel Freude versprach, genießen dürfen, weil eine ideale Linie, ein Machwerk der Menschen, eine Grenze dazwischen lag, weil ein Maulheld sich deshalb aufblähte und auf blöde Vorschriften berief, weil er sagte, er verstünde sich aufs Völkerrecht und wer weiß noch alles? Hier handelte es sich ja gar nicht um Vorschriften, das war Raub, Diebstahl, jedenfalls eine kolossale Gemeinheit. Hier hieß es handeln, drum rief er: „Du Sauschwab, gibscht du mir mini Sache wieder oder du sollst mich kenne lehre." Wütend pflanzte er das Bajonett auf das Gewehr.

Eben so schnell, aber seelenruhig zog Johann Guller sein Seitengewehr und steckte es auch auf seine Flinte. Es war noch um zwei Handbreit länger als das der befreundeten neutralen Macht und funkelte unheimlich in der Sonne. „Wenn Sie, Herr Feldwebel, mir Insektiven an den Kopf werfen, so werde ick Ihnen meine Protektion bei der Wiedererlangung der Lebensmittel entziehen", bemerkte Johann Guller, „und dann stecken Se die Plempe ruhig wieder ein. Ich bin ein Beschützer von de kleene Nationen, aber ick sage Ihnen: ehe Sie den Boden meines von mir verteidigten Vaterlandes betreten, sind Sie ein toter Mann. Nur über meine Leiche geht der Weg in mein Land."

„Guet", sagte Wehrli, „gascht du weg, du Hanswurscht, oder du sollst öppis gseh." Er schob einen Patronenrahmen in die Kammer des Gewehrs, sicherte aber doch vorschriftsmäßig. Der andere tat dasselbe und war fast noch schneller damit fertig, aber der Schlingel sicherte nicht einmal, wie Wehrli mit Unwillen bemerkte.

So standen sich zweier Länder Heldensöhne schußfertig an der Grenze gegenüber; statt das Poulet und die Weckli und was ein jeder von guten Gaben hatte, freundschaftlich zu teilen und sich als Nachbarn zu lieben, trachteten sie einander nach dem Leben!

Eine Berührung an dem Drücker und die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und der Schweiz nahmen hier ihren blutigen Anfang. Eine Wendung im Weltkrieg, vielleicht die Entscheidung über das Menschenschicksal dieser Erde hing von dem Entschluß des Herrn Wehrli ab. Es ist nicht auszudenken, welch weiterer Jammer, welche neuen unerhörten Opfer der Menschheit hierdurch entstanden wären. Schaudernd schließt sich das seelische Auge bei diesen Gedanken.

Aber seid ruhig, liebe Leser! Wehrli war Deutschschweizer und so siegte in ihm der Staatsgedanke über den Individualismus. Er sagte sich ganz richtig, daß er wegen seines Poulets doch nicht gut einen Menschen töten und die Schweiz und sich, sowie den Herrn Oberleutnant Kurzenhager in Unannehmlichkeiten bringen dürfe. Er werde schon sein Recht bekommen oder das Poulet und die Weckli kriegen, vorausgesetzt, daß sie der andere nicht vorher auffraß. Aber die individuelle sittliche Entrüstung wenigstens überwog doch den Staatsgedanken und so kam es, daß Wehrli über die Grenze rief: „Du Chaib, du Sauschwab, du Malefizchaib, der Tüfel soll dich hole, Schwindelchaib usw."

Und von drüben tönte es herüber: Halt die Luft an, oller Saukopp, Dussel, oder ick schlage dir de Quasseldrüse platt wie'n Fannkuchen, du hast wohl lange keene Backzähne mehr jeschluckt usw."

Wie die homerischen Helden schrien sie und trampelten wild mit den Beinen, doch die heilige Grenze hielt sie noch von einander ab. Aber wer weiß, was geschehen wäre, wenn dieser ungezügelte Zorn der Streiter noch lange getobt hätte? Gottlob! Da teilten sich die Büsche und die rundliche Gestalt des Herrn Unteroffiziers Gottfried Wehrle (mit dem e) erschien auf dem Kampfplatz, wirklich, wie der Deus ex machina im griechischen Drama.

Wehrle sah die Streitenden zunächst ratlos an, schließlich sagte er zu Guller: „Was gibt's hier, seid ihr alle verrückt geworden?" Dann richtete er den Blick auf das Schweizer Gebiet und rief bekümmert aus: „Bischt du's, oder bischt du's nüd, Jakob Wehrli von Zyffikon? Was ischt. Was händ ihr dänn mitenand?"

Wie eine Kanne Oel auf die sturmgepeitschten Wogen wirkte der Anruf: Die Streiter setzten die Gewehre ab und warfen sich nur noch bedrohliche Blicke zu.

„Grüß Gott, Cousin Wehrle", sagte der Wehrli (mit dem i), „guet, daß du chunscht. Din subere Soldat hät mir mis Poulet und d'Weckli samt dem Kirsch gstohle."

Entrüstet sah Wehrle (mit dem e) seinen Schutzbefohlenen an: „Guller, was hab ich dir Windhund denn gesagt?"

„Der Herr Unteroffizier," sagte Guller in strammer Haltung, „haben mir befohlen, alle Vorschriften zu beachten und keinen Menschen rein und keine Sachen aus Deutschland raus zu lassen. Det hab ick jetan, mit Jefahr meines Lebens hab ick meine Pflicht jegen det Vaterland erfüllt."

„Wie kommt denn das Zeug hierrüber," fragte Unteroffizier Wehrle.

„Der Kerl häts gnah, us mim Tornister hätt er's gstohle," schrie Wehrli.

„Und der hat mir's selber rüber gereicht," rief Guller, „und da die Ausfuhr von Nahrungsmitteln verboten ist, so konnte ick sie doch nicht zurückjeben. Det ist doch so klar wie dicke Tinte. Det sieht doch jedes Kind ein."

„Ja" sagte Korporal Wehrli, „er hat meinen Tornister verlangt, um mir zu zeigen, wo in der Sommeschlacht die Kugeln durchgegangen sind, dabei hat er das Poulet und die Weckli gefunde, den Kirsch hat er schon zum größte Teil usgsoffe, der Windhund, der Mulheld."

„Det war, Herr Unteroffizier, een unjlicklicher Zufall, dat ick jerade uf die Lebensmittel stoßen mußte, die ick entsprechend des mir jejebenen Befehls nich mehr zur Ausfuhr gelangen lassen durfte. Da ick vermeiden mußte, in der Richtung nach der Schweiz zu schießen, habe ick den Mann, der mir beleidigte, leben lassen müssen, aber ick habe mit eigener Lebensgefahr die Vorschriften behütet."

Unteroffizier Wehrle hätte an Weisheit ein König Salomo und in der Auslegung internationaler Beziehungen ein Wilson sein müssen, um hier das Urteil zu fällen; das war er sicher nicht, aber er war jetzt Unteroffizier und Soldat und das entband ihn von aller richterlichen Weisheit. Drum fand er eine sehr einfache Lösung, er kommandierte nämlich nur:

„Stillgestanden! Das Gewehr über. In der Richtung auf Grenzstein 475 ohne Tritt, Marsch!"

Also setzte sich Johann der Vierte, „ohne Tritt" in der Richtung auf Grenzstein 475 in Bewegung und verschwand in etwas trauriger Haltung und nicht ohne Sorgen und Kümmernisse in den Büschen. Er hätte hier wieder einmal feststellen können, daß der preußische Militarismus ersichtlich über wohlerworbene Rechte gesiegt hatte.

Wehrle wartete eine Minute, dann reichte er Wehrli die Hand und darauf sein Poulet, holte auch die Weckli und die Flasche Kirsch, die stark angebrochen an eine Baumwurzel angelehnt in der Sonne blinkte und gab ihm alles über die Grenze.

„Da, lieber Vetter, hast du deine guete Sache wieder. Nichts für unguet, der Windhund hat dich wüst geärgert, ich werd's ihm gehörig verdanken, darauf kannst du dich verlassen."

„Merci beaucoup," sagte Wehrli strahlend vor Freude, „das häscht du guet gmacht," und mit einem Seufzer der Erleichterung, „binah hätts es Malör gäh!"

„Auf den Schrecke laß uns eins trinken," meinte Wehrle und zog aus seinem Tornister eine große Flasche roten Königstühler hervor, füllte den Becher und reichte ihn dem Schweizer Vetter. „Proscht," sagte der. „Was meinscht, könnted mer nüd zämme das Poulet äße?"

„Warum nüd", erwiederte ehrlich der Deutsche. Hurtig setzen sich die beiden Enkel der gemeinsamen Großmutter an den nächsten Grenzstein und teilten miteinander, was sie Gutes hatten, fröhlichen Herzens und aufrichtiger Seele. Köstlich mundete Gabe und Gegengabe, denn geteilte Freude ist doppelte Freude.

Als das letzte Weckli und das letzte Hühnerbein an die Reihe kam, rauschte es in den Büschen und Johann Guller der Vierte kam von seinem Gang nach Grenzstein 475 zurück. Eigentlich wollte er melden, daß er den Befehl richtig ausgeführt habe. Als er aber die Hühnerbeine, die Weckli und den Rotwein sah, lief ihm das Wasser so im Munde zusammen, daß er sein sonst so öffnungsfrohes Maul nicht aufbrachte. Drum ging er in strammer Haltung, aber mit gebrochenem Herzen und etwas grün vor Neid vorüber. Die Vorschrift verlangte, daß er den schmausenden Vorgesetzten scharf ansehen mußte, auch das wurde ihm nicht geschenkt. Sein Magen knurrte ganz vernehmlich und laut. Hinter der nächsten Hecke machte er Halt, spuckte erst eine gewaltige Woge Wasser aus, wischte eine Zorneszähre aus dem zugekniffenen Auge, sagte — wohl zu dem rebellischen Magen —: „Halt die Fresse" und dann dreimal: „Schweinehund" und murmelte in sich hinein: „Morjen werde ick Sozialdemokrat"; dann verließ er auf seinen dünnen Stelzbeinen, die leicht eingeknickt waren, diese ungastliche Gegend.

Die beiden Wehrles (mit e und i) sahen sich ein wenig aus den Augenwinkeln an, lachten fröhlich auf, gaben sich die Hand und sagten: „Proscht". Wehrle (mit dem e) zog aus der Tasche zwei wundervolle Hamburger Zigarren, die um den dicken Bauch ein goldenrotes Bändchen hatten, auf dem sogar „Exquisitos" stand; er reichte eine dem Nachbar brachte alle beide in Brand und bläuliche, lieblich duftende Wölklein zogen über den sonnigen Waldgrund.

„Du, Vetter Wehrli," sagte der Deutsche, „so soll es jedem gehen, der seinem Nachbar Uebles tun will. Wär's nicht besser, Menschen und Völker gäben einander, was sie Schönes und Gutes haben, und gönnten einander ihre Freuden. Da fassen sie die Vorschriften immer falsch auf, reden vom Völkerrecht und bedrohen und neiden sich. Wär's nicht schöner, wenn sie's alle machten, wie wir zwei."

„Ja," sagte Korporal Wehrli, „wir zwei sind auch Cousins, drum ist's leichter."

„Das ist ja wahr," meinte Wehrle, „aber wenn man's recht besieht, sind wir doch alle Brüder, denn wir sind ja alle Gottes Kinder."

„Da häscht du recht", sagte Wehrli, und trank mit Andacht den letzten Tropfen aus. „Wir sind alle Brüder."

„Ja, wir sind alle Brüder" wiederholte nachdenklich Wehrle.

Ein lieblich Waldvögelein aber, das die ganze Zeit kopfschüttelnd dem sonderbaren Treiben der drei feldgrauen Männer zugeschaut hatte, warf sich jubelnd in die Lüfte . . .

„Und die Vöglein im Walde, sie singen so wunderwunderschön."

Sunneschyn.

Dur d'Sunnesyten ufe
Hets Sunneschyn bis gnue,
Stoht mänge Baum, und weiß es nit,
Wohi der Sunnschyn tue.

Dur d'Schattesyten abe
Mängs Stüdeli stoht do
Luegt s Läbelang nom Sunneschyn
Und gseht doch nüt drvo!

Lis all Sunnschyn zäme
Wo niemer frogt drno
Und gang drmit uf Schattehalb
's wird jedes übercho!

Josef Reinhart.